

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werthätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestelgeb.

Redaktion: Tauscher Str. 10/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telefon 3721. Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Pettzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Str. 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Die heutige Nummer umfaßt 58 Seiten. Des Waisfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Mittwoch, den 2. Mai 1906.

### Tageskalender.

- Die Verhandlungen mit den Metallindustriellen in Dresden sind gescheitert; der Kampf geht weiter.
- Die Bergarbeiterkonferenz in Halle beschloß die Fortsetzung des Streiks im Braunkohlengebiet.
- Das Schweizerische Bundesgericht beschloß die Auslieferung des früheren Polizeikommissars Stephan.
- In Paris wurde ein Bombenattentat verübt.
- In Oesterreich ist eine Ministerkrise ausgebrochen.
- Genosse Parbus wurde in Petersburg verhaftet und in der Peterpaulsfestung interniert.

### Maitag.

Leipzig, 30. April.

Kräftiger als je feiert die deutsche Arbeiterklasse in diesem Jahre ihr Waisfest. Das ist die rechte, das ist die einzig ihrer würdige Antwort auf die schwachmütigen, gegen den Maitag erhobenen Bedenken. Die Arbeitsruhe am ersten Mai wird diesmal eine größere Ausdehnung gewinnen, denn je zuvor.

Noch zittert in den Arbeiterreihen die große Bewegung dieses Winters nach. Es war eine große Bewegung, trotz des Hohns und des Spotts, den die feilen Goldschreiber des Kapitals sich krampfhaft bemüht haben, über sie zu ergießen. Sie hat ihre historische Weihe erhalten durch die schauerlichen Urteile der Klassenjustiz, durch die schauerlichen Gemehel, die die herrschenden Klassen in den Straßen friedlicher Städte angerichtet, und nicht zuletzt auch durch die grotesk grandiose Blamage, die sich diese Klassen durch ihre waffenstarrten Rüstungen am 21. Januar zugezogen haben.

Nach morgen werden die deutschen Arbeiter das Recht fordern, das die kapitalistische Gesellschaft ihnen nicht anders verweigern kann, als indem sie sich selbst schändet. Es ist ein Sohn auf die eigensten Grundzüge dieser Gesellschaft, wenn der „freie Arbeiter“, den geschaffen zu

haben sie sich rühmt, durch die Dreiklassenmach wieder künstlich zum Gelotem herabgedrückt wird. Wohl weiß der moderne Arbeiter selbst, was es mit seiner „Freiheit“ in der kapitalistischen Gesellschaft auf sich hat; wohl weiß er, daß ihn diese „Freiheit“ in elendere Zustände herabdrückt, als der antike Sklave und der feudale Leibeigene je zu ertragen gehabt haben. Aber eben deshalb darf er sich den einzigen historischen Fortschritt nicht rauben lassen, den ihm diese „Freiheit“ gewährt: das Recht der politischen Selbstständigkeit. Es gibt keine Mischung von Heuchelei und Gewalt, die widerlicher wäre, als die Dreiklassenwahl, und gegen sie wieder und wieder Sturm zu laufen, ist eine Pflicht, die der Arbeiterklasse durch die einfachsten Gebote der politischen und sozialen Selbstachtung auferlegt wird.

Sie wird ihr morgen nachkommen, und so auch wird sie, gleichermäßen gegen die diplomatischen Gaukeleien des letzten Winters, wie gegen seine Straßenmegeleien den Ruf erheben: Krieg dem Kriege! Aus frivolem Weltmachtstüßel sind die Gefahren eines Weltkriegs über die gestiftete Welt beschworen worden, einstweilen und zum Glück nur, um mit einer ähnlichen Niefenblamage zu enden, wie die Rüstungen gegen den „inneren Feind“ am 21. Januar. Jedoch alle Kulturinteressen der deutschen Nation verlangen, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden den unfähigen Diplomatenhänden entzogen wird, worin sie jetzt ruft. Die Arbeiterklasse darf nicht länger das Herdentier sein, das von einer unkontrollierbaren Diplomatie heute oder morgen auf eine grauliche Schlachtbank geschleudert werden kann. Sie muß sich erinnern, daß sie die berufenen Vertreterin der Nation ist, die aus souveräner Machtvollkommenheit über ihre Geschicke zu entscheiden hat.

Das ist nicht einmal eine revolutionäre Forderung, sondern eine Forderung der einfachsten nationalen Selbstachtung. Hören wir darüber einen alten frommen preussischen Patrioten, der vor fast hundert Jahren einen Soldatenkatechismus in schicksalschwerer Stunde in die Massen warf, worin es heißt: „Wenn ein Fürst andres tut, als was für Gott ihn eingesetzt hat, und nicht fürstlich regiert nach dem Ebenbilde Gottes, so muß der Soldat und Christ Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Denn wenn ein Fürst seinen Soldaten befiehlt, Gewalt zu üben gegen Unschuld und Recht, wenn er sie gebrauchte, das Glück und die Freiheit ihrer Mitbürger zu zerstören, wenn er durch sie seine eignen Landsleute bekämpfen ließe, müßten sie nimmer gehorchen, was wider das Gebot Gottes und das heilige Gebot streitet, das Gott in unser Gewissen gepflanzt hat. Denn auch ein König und Fürst darf

nimmer tun noch befehlen, was in alle Ewigkeit Unrecht bleibt, und spräche man es mit Engelszungen und schmückte man es mit Engelschein aus.“

So Ernst Moritz Arndt, und er fährt dann fort: „Das ist die wahre Soldatenehre, daß der Soldat ein edler Mensch und treuer Bürger seines Vaterlands ist, daß er, wenn Fremde eindringen und sein Land beschimpfen oder unterjochen wollen, keine andre Stimme hört als die: das Vaterland ist in Gefahr. Das ist die deutsche Soldatenehre, daß der brave Krieger dem Könige oder dem Fürsten, der ihm zu gebieten wagt, gegen die Freiheit und Ehre seines Landes zu sechten, den Degen im Angesichte zerbrechen. Das ist deutsche Soldatenehre, daß der Soldat fühlt: er war ein deutscher Mensch, ehe er von deutschen Königen und Fürsten wuhete; es war ein deutsches Land, ehe Könige und Fürsten waren, daß er es tief und inniglich fühlt: das Land und Volk sollen unsterblich und ewig sein, aber die Herren und Fürsten mit ihren Ehren und Schanden sind vergänglich.“ Arndt verheißt denjenigen, die Volk und Vaterland geringer achten, als Könige und Fürsten, die Strafen Gottes: „Gott wird ein strenges Gericht halten über den knechtischen und tierischen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott dem Menschen Bewissen und Vernunft in die Brust gelegt hat.“ Und so verwirft Arndt auch die Meinung, daß der Soldat, wenn er zur Fahne eines Königs oder Fürsten geschworen habe, blind alles tun müsse, was ihm geboten würde, daß Soldatenehre ein ander Ding sei, als Bürger- und Menschenehre: „Du bist,“ ruft er den Soldaten zu, „ein Mensch und du sollst den Menschen nicht ausziehen, wenn du die Montur anziehest.“

Die Straßenmegeleien, wie sie von Dresden bis Breslau die letzten Monate der deutschen Geschichte entehrt haben, entspringen aus der blöden Vorstellung der herrschenden Klassen, als ob durch einen „siegreichen“ Tag glücklicher Ueberrumpelung die Arbeiterbewegung gebrochen werden könne. Diese blöde Vorstellung paart sich mit der andern blöden Vorstellung, als ob die Arbeiterklasse auch an ihrem Teile auf solche Zufälle rechnen, wie sie in den bürgerlichen Revolutionen ja freilich oft genug eine Rolle gespielt haben. Allein die modernen Arbeiter sind weit davon entfernt, sich durch solche Illusionen narren zu lassen. Sie rechnen allein mit dem inneren Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise. Dieser Mechanismus arbeitet mit einer Sicherheit, die den völligen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft, wenn auch nicht zur Sache eines bestimmten Tages oder einer bestimmten Stunde, so doch zur Sache einer sehr absehbaren Zeit macht. Für diese Zeit gerüstet zu sein, den Bankrott der

## Seuilleton.

### Opfer der Liebe.

Ein Roman aus Süddeutschlands Nebelgäuden.

Von Max Wittich.

(Nachdruck verboten.)

#### Zwanzigstes Kapitel.

Eduard Arndt hatte die Heimreise mit Befürchtungen begonnen und gemeint, die lange Fahrt werde ihn fühlbar anstrengen.

Nun fuhr er schon wohlgenut in den Zürcher Bahnhof ein, und sein alter Geschäftsfreund Senger konnte ihm bei der Begrüßung viel Freude über das gute Aussehen zeigen.

Nur die Hitze war dem Heimkehrenden beschwerlich geworden.

Wie jenseits der Alpen, so war der Frühling auch hier mit sommerlich heißen Wochen eingefeiert. Die Welt hatte knapp Zeit gehabt, Senglieder zu singen, so klagte sie auch bereits über brütende Schwüle.

Ein paar Tage Rast am See waren dem neuer, frischer Arbeit entgegengehenden Manne angenehm.

Senger freute sich, Arndts Sohn bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen.

„Auch dein Nachfolger — außer dem Schwiegersohn?“

„Ich denke, Sie wollten sich der Medizin ergeben?“

„Nachfolger? Ne, ne! Er will nicht! Er will mehr für das Innere der Menschheit sorgen, die wir nach außen verschönern helfen.“

„So — also doch Medizin?“

„Ich studiere Medizin und habe nur, weil Vater wünschte, das Studium unterbrochen.“

„Und wo werden Sie jetzt den Geist der Medizin weiter fassen?“

„Das ist noch nicht bestimmt. Vater will mich mehr in der Nähe haben, vielleicht in Biel.“

„Vorläufig in Biel!“ mischte sich Eduard Arndt ein.

„Geben Sie nicht Lust, mal ein bißchen im Süden zu schweigen: Lützingen — Heidelberg — Freiburg?“

Der junge Mann lachte still in sich hinein, und sein Vater antwortete rasch: „Er war schon mal da. Er kennt das bereits!“

„Ja? Aber nur sehr kurze Zeit — nicht wahr? — Und das hat Ihnen nicht gefallen?“

„O gewiß!“ antwortete Karl, und der Vater fügte hinzu: „Ja, ja — sehr hat ihm das gefallen. Nicht zu knapp!“

„Du sagst das ja so merkwürdig. — Ach so:

„An den Rhein, an den Rhein, Bieh nicht an den Rhein!“

„Mein Sohn, ich rate dir gut!“

trällerte Senger in aufdämmerndem Verständnis und in der lebendig werdenden Erinnerung an die eigenen Jugendtage.

„Und da soll nun die Filia vergebens harren? Denn warten wird sicher eine. Nicht? Das wird noch jetzt so sein wie damals, zu meiner Zeit. Ja, rheinisch Blut! Gießt natürlich für euch von der Wasserfante, für euch Seebären, gar zu leicht. — Aber gut ist es doch. Nicht?“ fragte er Karl.

Der nickte nur und suchte des Vaters Antwort zu erraten.

Eduard Arndt hätte am liebsten geschwiegen; doch als sein Freund die Pause nur wahrnahm, um sein Loblied auf neue anzustimmen, und allem Anscheine nach immer mehr ins Feuer kam, hielt er eine Unterbrechung für das klügere Mittel als das Schweigen und antwortete: „Das kannst du dir sparen, Senger! Du hast die Erfahrung wirklich nicht allein gemacht!“

„Gib ichs doch eraten! Na, mein lieber junger Freund, dann bleiben Sie nur nicht bis an das Ende Ihrer Studien im kühlen Norden, sondern grafen Sie auch jetzt noch ein paar Semester am Neckar und am Rheine. Lassen Sie sich von dem alten Brummbar nicht zurückhalten! Das Brummen lernen Sie noch zeitig genug von ihm, und die kühlere nördliche Temperatur bringt Ihnen das Leben auch ohne Ihr Zutun.“

„Dabon bin ich überzeugt!“

„Eduard, laß also der Jugend ihr Recht!“

„Die Jugend — ja, die ist schon reifer, als du meinst. Die will nicht etwa noch unbeforgt toben, sondern ist darüber hinaus bereits zu ganz andern Plänen gelangt.“

Aus dem Ton kühnte Senger deutlicher heraus: zwischen Vater und Sohn stimmte etwas nicht zu harmonischem Akkord. In der Befürchtung, statt zu helfen das Uebel zu verschlimmern, schwankte er von dem Thema ab und sagte: „Na, wir wollen jetzt davon still sein und lieber sehen, was uns der Frühling flint ins Land getragen hat. — So ein Mai“ — er wies auf Karl und meinte den Diebesmai — „kommt zwar nur auch einmal, aber er währt glücklicherweise länger, schon weil hin und wieder etwas Abkühlung dazu getan wird. Doch darüber können wir noch später reden, im Wahnwagen vielleicht. Was id dir schon halb und halb nach Postano versprochen, will id ausführen. Ich fahre also jedenfalls bis Frankfurt mit euch. Nur müßt ihr ein paar Tage Geduld haben.“

„Ach, das ist ja nett von dir, riesig nett, uns zu begleiten!“

„Wie immer, wie immer!“ scherzte Senger. „Du weißt ja, ich war von jeher so!“

„Ohne Frage! Du bleibst überhaupt fast immer der Gleiche; das muß ich dir jetzt einmal sagen. Du siehst noch so aus wie vor fünfzehn Jahren und hast die alte Beweglichkeit. Du bist zu beneiden.“

„Weil das Herz noch jung ist! Ich sage dir, lasse wenigstens das Grillenfängen, wo außer dir niemand eine Notwendigkeit dazu sieht.“

Er stieß den alten Freund lachend an und blinzelte zu Karl hinüber.

Auf diese Behandlung der Dinge mochte jedoch Eduard Arndt nicht eingehen.

Er neigte ein paarmal wie in Bedenken den Kopf zur Seite:

„Ich weiß genau, was ich tue!“

„Ja doch, ja! Mege dich nur nicht auf und schade nicht deiner Gesundheit! Außerdem ist mir Ruhe so gut not wie dir; ich will sogar auf der Rückreise von Frankfurt ein paar Wochen stillstehen wie du. — Sie kennen ja wohl